

ZARAH PHILIPS

LAUTER LEICHEN

KRIMINALROMAN



ulstein

ZARAH PHILIPS, geboren 1969, ist eine Hamburger Kapitänstochter und liebt das Element Wasser. Sie schnorchelt und schwimmt für ihr Leben gern und nutzt die Alster als zweites Wohnzimmer. Sie liebt kleine und große Menschen, Kunst und fremde Kulturen und ist begeisterte Mutter von drei Kindern. Letzterer Umstand hat ihr eine vielseitige Berufsbiographie geschenkt: Zarah war im Controlling, in den PR, als Assistentin und als Therapeutin vornehmlich für seelische Belange tätig. *Lauter Leichen* ist ihr erster Roman.

ZARAH PHILIPS

LAUTER LEICHEN

KRIMINALROMAN

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

I. Auflage März 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018

© Originalausgabe: Zarah Philips, 2016

Titel der Originalausgabe: *Lauter Leichen*

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck- und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06306-5

Für Yannick, Smilla, Bennet
und Kai.

ERSTES BUCH

2015

Fischfutter mit Schnauzer

Hamburg-Rissen, 11. Juli 2015, in der Villa meiner Mutter.
Stellt euch elf holzvertäfelte Zimmer am Elbhang vor. Ja, wir
sind reich.

Da kniete ich nun vor einem meiner üblichen Probleme: Diesmal war es Peter. Mein Ex-Liebhaber hatte sich ausgerechnet in der Küche meiner Mutter erschießen lassen.

Sein Blut klebte an mir. Ich hielt meine Hände auf seinen Brustkorb gepresst, um die Blutung zu stoppen, und fragte mich, woher ich eine dritte Hand zum Telefonieren nehmen sollte.

»LEB! WEITER! BLÖDER! IDIOT!«, schrie ich ihn an. Doch warum hätte er beim Sterben auf mich hören sollen? Schon zu Lebzeiten hatte er es nicht getan.

Mein Handy ruhte gemütlich in meiner Jackentasche, und die hing in der Garderobe neben der Empfangshalle. Dreißig Meter. Dreißig Sekunden. Und das Blut sickerte unaufhörlich durch meine Finger ...

Ich sprang auf und rannte los, schlitterte durch den Blutsee, stolperte durch die Halle zum Garderobenraum, schnappte mir das Handy aus meiner Jacke. Code eingeben – VERDAMMT! VER-TIPPT! –, zurück in die Küche, tief durchatmen – Code eingeben –, Peter anschreien und ihm noch mal deutlich machen, dass Sterben keine Option ist. Ich gab ihm eine Ohrfeige, was er schon viel früher verdient gehabt hätte.

Er lächelte. »Elli ...«, sagte er zärtlich.

Dann senkten sich seine Augenlider ein letztes Mal über die himmlisch blauen Augen, und er starb.

Wieder presste ich meine Hände auf seine Brust, diesmal rhythmisch. Ich versuchte, mich an die Herzdruckmassage aus dem Erste-Hilfe-Kurs vor ungefähr hundert Jahren zu erinnern. Wir hatten damals irgendeinen Song gesungen, der die perfekte Taktzahl hat, wenn man dem Tod eins auswischen will ... Richtig! »Staying Alive« von den Bee Gees.

Ich holte tief Luft und legte los: »Ah, ha, ha, ha, staying alive, staying alive, ah, ha, ha, ha, staying alive, staying alive ...«

Inbrünstig sang ich, meine Hände steppten auf Peters stummer Brust. Wie lange ich durchhielt, weiß ich nicht, doch irgendwann musste ich einsehen, dass Peter nicht mehr zu retten war. Ein letztes Mal verliebte ich mich in den Mann, der wie Michelangelo David aussah, im Tod wie im Leben.

Nachdem ich vielleicht eine Minute lang still neben Peters Leiche gesessen hatte, fiel mein Blick auf den Kerl, den ich gerade erschossen hatte. Er lag etwas entfernt von uns, war ungefähr dreißig Jahre alt, trug einen Schnauzer und machte ein erstauntes Gesicht. Ich hatte keine Ahnung, wer er war.

Und er nicht, wer ich war.

Dumm gelaufen.

Auch für seinen Komplizen. Der war zwar ungefähr fünfzig Jahre älter und klug genug gewesen, rechtzeitig abzuhausen, hatte jetzt aber meine Oma Frieda auf den Fersen, und mit meiner Oma Frieda ist nicht gut Kirschen essen, wenn sie sauer ist.

Zwei kleine Frauen, hatten sich die beiden Mafiosi wohl gedacht, als sie uns in die Küche gejagt und mit ihren Waffen gespielt hatten. Die schaffen wir mit links. Da reicht's, wenn wir so tun, als wär'n wir harte Kerle.

Also hatten sie nicht aufgepasst, und ehe sie sichs versahen, hatte ich mir die Pistole des Schnauzbarts gegriffen und ihn erschossen. Oma hatte den alten Fettwanst in die Hand gebissen und blitzschnell zugegriffen, als der vor Schreck die Waffe fallen ließ.

Meine Oma ist zwar schon achtzig Jahre alt, aber durch körperliche Arbeit gut gestählt. Einzig ihr Rheuma macht ihr zu schaffen, doch wenn es darauf ankommt, kann sie wahnsinnig schnell humpeln. Als der dicke Alte also mit etwa zwei Kilometern pro Stunde floh, aktivierte er Omas Jagdinstinkt. Wie ein Bluthund heftete sie sich an ihre Beute, die Pistole des Flüchtlenden im Anschlag.

Mein Job war es jetzt, mir zu überlegen, was ich mit den beiden Leichen anstellen sollte. Wieder einmal.

Man sollte meinen, dass ich mir inzwischen einen routinier-ten Entsorgungsprozess angeeignet hätte, aber weit gefehlt: Jedes Mal stehe ich wie eine blutige Anfängerin mit der Leiche da. Es ist verhältnismäßig einfach, die Seele in den Himmel zu befördern – aber wohin mit dem Körper? Millionen Mörder haben bislang keine sinnvolle Methode ersonnen, die tote Beweislast unkompliziert und für immer zu beseitigen. Ich auch nicht. Deswegen lasse ich sie normalerweise einfach dort liegen, wo sie hinfällt.

Peter und der tote Schnauzbartträger lagen nun also in der Küche meiner Mutter, und die würde erst in drei Wochen aus Florida zurückkehren. Ich mag meine Mutter, und ich weiß, sie würde zwei verwesende Leichen in ihrer Küche nicht gutheißen. Liegen lassen war also keine Option.

Zuerst der Kerl, der Peter erschossen hatte. Seinem Akzent nach zu urteilen, musste er aus Osteuropa kommen, doch ich konnte mich täuschen. Der Mann war zwar schlank, aber auch fünfundsiebzig Kilogramm bewegen sich nicht von allein. Ich är-

gerte mich kurz, dann holte ich die Sackkarre aus dem Keller, legte sie auf den Boden, hob und schob den Kerl darauf und zog ihn durchs Haus bis zur Terrassentür. Weil ich nichts zum Festbinden hatte, musste ich die Karre in liegender Position belassen und den Weg in gekrümmter Haltung zurücklegen. Zum Glück bin ich gut trainiert.

So, nun war ich draußen – und jetzt?

Die benachbarte Villa zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Dort lebt das Ehepaar Satorius inmitten ungefähr fünftausend Quadratmetern wunderschön gepflegter Parkfläche. Keinen von beiden habe ich jemals im Garten gesehen. Sie halten sich ausschließlich auf einem der Balkons auf, und auch das nur, wenn die Luft warm, der Himmel bewölkt, der Wind still und der Wochentag ein Sonntag ist. Sie sind ungefähr siebzig Jahre alt, und sie testen vermutlich in ihrer verschlossenen Villa die Daseinsqualität der nahenden Jahrzehnte im familieneigenen Mausoleum auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Der Seerosenteich des Ehepaars fiel mir ein. Ich rollte meine Fracht über unseren ordentlich gemähten Rasen und freute mich, dass der Schnauzbart nicht ins Rutschen kam. Durch die Tannen auf unserer Grundstücksseite arbeitete ich mich bis zum Gewässer vor. Es war rechteckig und sah so aus, als wäre es im ersten Leben ein Schwimmbecken gewesen, was bedeutete, dass es tief genug war, um den Schnauzbart zumindest für ein paar Tage zu verschlucken. Erst dann würden sich durch die Verwesung in der Bauchhöhle genug Gase gebildet haben, um ihn wie eine Luftmatratze an die Wasseroberfläche zu befördern. Was ich verhindern könnte, wenn ich seinen Bauch öffnen würde, aber woher so schnell ein Messer nehmen? Außerdem schrecken mich Messer ab. Sie erfordern intimen Körperkontakt, und den begrenze ich gern auf horizontale Erlebnisse.

Ich richtete die Karre auf, der Bart glitt sanft und nahezu geräuschlos ins Wasser. Zwei Koi-Karpfen schwammen an die Wasseroberfläche und beäugten mich neugierig. Ich winkte ihnen zu und wünschte ihnen einen guten Appetit.

Nun zu Leiche Nummer zwei. Peter. Der Gedanke, ihn ebenfalls an die Kois zu verfüttern, behagte mir nicht. Andererseits würde er davon nichts mehr mitbekommen. Ich biss die Zähne zusammen.

Seine Eltern sollten wissen, dass er tot ist. Also würde ich ihn dort ablegen, wo man ihn bald finden würde. Im Wald zum Beispiel, in der Nähe eines Weges.

Im Haus sammelte ich meine Siebensachen ein, wickelte Peter in Frischhaltefolie, zerrte ihn zum Abtransport in die Halle, kippte aus einer Gießkanne einige Liter Wasser über die Blutlache und meine Fußabdrücke darin und rutschte auf zwei Dutzend Küchentüchern unter meinen Füßen durch das Blut, das im halben Erdgeschoss verteilt war. Ich schloss die Terrassentür und glitt zurück in die Küche. Dann startete ich einen zweiten Durchgang, diesmal mit Chlorreiniger und unter Einsatz ausladender tänzerischer Bewegungen. Ich verstaute die Küchentücher in einer Kunststofftüte und legte einen dritten Durchgang ein, diesmal ordnungsgemäß mit Schrubber und Wischeimer. Ein letzter Blick in die Küche, zwei Minuten innegehalten und überlegt, ob ich etwas vergessen hatte, derweil noch ein wenig Ordnung geschaffen, welke Blüten in den Bioeimer geworfen, die Haustür zum Lüften geöffnet, den Alarm angestellt, den fauligen Apfel entsorgt, die dreckige Obstschale ausgewischt, die Sackkarre neben Peter in Position gebracht, und ...

Der Alarm erklang laut und schrill.

Mist, verdammt!

Meine Mutter musste die Alarmanlage umprogrammiert ha-

ben, ohne mich darüber zu informieren, denn eigentlich hätte ich fünf Minuten Zeit haben sollen, um durch die geöffnete Tür zu verschwinden. So viel also zur heimlichen Leichenentsorgung in einem hübschen Wald.

Ich schätzte, dass ich bis zum Eintreffen der Sicherheitsfirma noch eine Viertelstunde Zeit hätte, und tat das einzig Vernünftige: flüchten. Die Villa meiner Mutter ist vor unerwünschten Blicken durch hohe Mauern und reichlich Bewaldung geschützt, aber Menschen können mitunter eine verheerende Neugierde für Dinge entwickeln, die sie nichts angehen, und nach Schlupf- und Gucklöchern suchen, die ihren Wissensdrang befriedigen. Ein schriller Alarmton würde die Neugierde etwaiger später Spaziergänger nur beflügeln. Ich gab mir also Mühe, den kurzen Weg bis zum seitlichen Tor, das in den kleinen Wald führte, möglichst schnell und unentdeckt zurückzulegen.

Omas Kadett war auf und davon, mein Jaguar stand noch an Ort und Stelle, direkt unter den Linden am Rand des Waldes. Meinen Funkschlüssel, der das straßenseitige Tor zur Hofeinfahrt öffnete, hatte Peter. Nachdem ich Peter vor einigen Wochen aus meinem Leben geworfen hatte, hatte ich von ihm NICHTS zurückbekommen, er von mir hingegen ALLES. So war Peter. Er hatte ein Händchen für die Bequemlichkeiten des Lebens – insbesondere für jene, die ihm nicht gehörten.

Als ich mich in mein Auto warf, landete ich erneut in Blut. Das durfte doch wohl alles nicht wahr sein. Vermutlich hatte der Fettwanst versucht, sich mit meinem Auto abzusetzen, weil sich die Schlüssel zu seinem Auto in den Taschen seines Komplizen befanden. Ich gab Gas und brauste mit dem Alarmgeheul im Rücken davon.

Beim Abbiegen von der Kösterbergstraße auf die Blankeneser Landstraße rief Oma an.

»Was ist mit Peter?«, schrie sie. Im Hintergrund hörte ich Fahrgeräusche, offensichtlich hatte sie wie ich im Auto die Flucht ergriffen.

Ich presste meinen Fuß aufs Gaspedal, um ein paar Meter weiter scharf in die Richard-Dehmel-Straße abzubiegen. »Tot«, sagte ich und zwang mich, meinen Fuß vom Gas zu nehmen. Die Durchfahrt konnte hier angesichts der einspurigen Straße und des stetigen Flusses an zwei Meter breiten SUVs durchaus abenteuerlich werden.

Stille am anderen Ende der Leitung. Dann hörte ich undeutlich Omas empörte Stimme: »Ihr Kollege hat den Freund meiner Enkelin erschossen!« Es folgten ein dumpfes Geräusch und ein Schrei. Sie musste einen unfreiwilligen Fahrgast haben.

»Tut mir leid für dich, Elli!«, schrie Oma wieder in den Hörer. Sie hat bis heute nicht begriffen, dass sie am Handy in normaler Lautstärke sprechen kann, um verstanden zu werden. »Ich weiß, dass es mit euch beiden nicht immer einfach war, aber dieses Ende hatte er nicht verdient!« Noch ein Schlag und noch ein Schrei. »Und glauben Sie nicht, dass das schon alles war!«, herrschte Oma ihren Mitfahrer an.

»Lass was für mich übrig«, bat ich, und dann erzählte ich vom Seerosengrab, vom Alarm und meiner Flucht. Zum Schluss fragte ich sie nach ihren weiteren Plänen.

»Ich wusste nicht, was ich mit ihm anstellen sollte, also hab ich gedacht, fahr'n wir erst mal zu Else, und dann sehen wir weiter! – Rechts abbiegen, hören Sie? Da an der nächsten Kreuzung! – Mutter im Himmel, hast du eine Ahnung, wie schwer so eine Pistole ist? Wenn ich zu Hause bin, muss ich sofort eine Ibuprofen nehmen, mein Handgelenk bringt mich um. Ich muss ihn ja irgendwie in Schach halten, nicht wahr? Er sitzt vorn und fährt, und ich sitze hinter ihm. Das habe ich aus Krimis. – Jetzt rechts! –

Er ist ja ein wenig schwer von Begriff, der Mann. Ich glaube, er kommt aus Jugoslawien.«

»Jugoslawien gibt es nicht mehr, Oma.«

»Ich habe Else bereits angerufen! Sie hat gebacken! Apfeltorte! Ich habe eine Stärkung dringend nötig. Willst du auch vorbeikommen?«

Else ist Omas Nachbarin und beste Freundin. Solange ich denken kann, kleben die beiden wie Pech und Schwefel zusammen. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit, waren im Zweiten Weltkrieg im gleichen Waisenheim und später in der gleichen Pflegestelle. Sie leben in einer Mietwohnanlage in Barmbek-Nord, einem Stadtteil, der sich angesichts knapper Wohnressourcen beim Mittelstand zunehmender Beliebtheit erfreut und nun an vielen Ecken schick saniert wird. Traditionell gehört Barmbek allerdings den Arbeitern, zu denen Oma sich stolz zählt.

»Ich muss erst mal mein Auto tauschen«, sagte ich. »Der Mann hat den Fahrersitz mit Blut eingesaut.«

»Blutflecken sind die Hölle!«, schrie Oma. »Da hilft auch kein Rasierschaum.« Und wieder etwas undeutlicher: »Sie Ferkel! Ich telefoniere gerade mit meiner Enkelin. Sie haben ihr schönes Auto ruiniert. Es ist alles voller Blut, sagt sie. Schämen Sie sich! – Ruf doch deinen Onkel an, Elli! Vielleicht kann er auf die Schnelle irgendwoher einen Jaguar besorgen, der wie deiner ist. Die Polizei wird garantiert bald bei dir aufkreuzen, und dann solltest du besser ein sauberes Auto haben. Die können heute alles finden, selbst den kleinsten Blutspritzer!«

Ich hörte im Hintergrund, wie der Dicke sagte, er wisse, wo es so einen Jaguar gebe. Genau den gleichen. Einen E-Type, Baujahr 73.

»Ja?«, schrie Oma. »Wo denn?«

»Ich will sein Auto nicht!«, fauchte ich und legte auf.

Das wäre ja noch schöner. Erst schießt der Kerl Peter ins Bein, macht dann mein Auto dreckig und sitzt schließlich auch noch mit Apfeltorte auf Elses Sofa – und erdreistet sich, mir helfen zu wollen. Als wenn ich das nötig hätte!

Familie!

Immer noch am 11. Juli 2015, diesmal in Hamburg-Blankenese.
Dort lebe ich. Allein. In einer kleinen alten Villa mit Atelier.

Ich rechnete damit, dass die Polizei noch ein paar Stunden brauchen würde, bevor sie bei mir auftauchte. Allerdings nicht, weil ich so eine untergeordnete Rolle in Peters Leben gespielt hätte, denn das hatte ich nicht getan. Wir hatten immerhin vierzehn Jahre lang eine On-Off-Beziehung geführt. Die Polizei würde auf Peters Handy jede Menge Nachrichten von mir finden, unter anderem diese:

20 Uhr im Haus meiner Mutter. Du hast ja den
Schlüssel und den Alarmcode.

Dass ich ihn zu meiner Mutter nach Hause bestellt hatte, lag nicht etwa daran, dass er ein besonders inniges Verhältnis zu ihr gepflegt hatte, sondern an praktischen Erwägungen. Meine Mutter ist viele Monate im Jahr auf Reisen, und ich – als Malerin mit Ausstellungen und Kunden in ganz Europa – stehe für das Haussitting nicht immer parat. Also war Peter ab und an für mich eingesprungen.

Meine Kleidung hatte ich bereits entsorgt: Sie dümpelte auf dem Boden der Regentonne meines Nachbarn, der mit seinem Wohnmobil gerade die dänische Ostseeküste unsicher machte.

Die blutigen Küchentücher hatte ich nach und nach ins Klo geworfen und mitsamt der zerschnittenen Tüte weggespült. Mich selbst würde ich gleich mit verdünntem Chlorreiniger abschrubben und danach ausgiebig baden. Blieb noch das Auto. Und das war wirklich ein Problem. Entweder würde ich hier und jetzt eine neue Methode zur polizeitauglichen Blutfleckentfernung erfinden, oder ich würde innerhalb der nächsten Stunden ein Auto brauchen, das meinem bis aufs i-Tüpfelchen glich.

Womit meine Familie ins Spiel kam.

Mit Familienmitgliedern ist das so eine Sache: Manche liebt man, manchen geht man aus dem Weg, und manche gehen einem so richtig auf den Senkel.

Onkel Elvis und mein unterbelichteter Cousin Michael gehören zur letzten Kategorie, doch ich darf nicht wählerisch sein: Onkel Elvis ist ein erfolgreicher Hehler, und sein missratener ältester Sohn zählt zu Hamburgs begabtesten Autoschiebern. Elvis heißt Elvis, weil er wie Elvis aussieht, ohne Glitzeranzug, aber mit getöner Sonnenbrille, Bauch und Bart. Michael sieht auch aus wie Elvis, allerdings wie der junge Elvis: dreißig Kilo leichter, bart- und brillenfrei.

Sie waren genau das, was ich brauchte. Kurz überlegte ich, mit wem ich mich am ehesten herumschlagen wollte, dann biss ich die Zähne zusammen und rief Michael an.

»Ich habe ein Problem«, sagte ich zu ihm.

»Haste Scheiße gebaut?«, fragte mein Cousin. Er klang mitfühlend. Mit Scheißebauen kannte er sich aus.

»Nein. Aber es sieht so aus, als hätte ich Scheiße gebaut. Ich brauche mein Auto ein zweites Mal. Genau so, wie es ist. Am besten gestern.«

Weil Michaels Gehirnzellenverschaltungen nicht die schnellsten waren, störte ich ihn nicht beim Schweigen. Schließlich sagte

er: »Du fährst einen E-Type-Jaguar, Baujahr 1973, dunkelblau, beige Vollleder-Ausstattung, 268 PS.«

»Ja«, bestätigte ich. »Ich weiß. Ich fahre dieses Auto schon seit zwei Jahren.«

»Ein Polo wär kein Problem«, sagte Michael.

Ich lächelte vage in den Himmel und fragte ihn, ob er dennoch helfen könne.

»Muss er blau sein?«

»Genau so, wie er ist«, wiederholte ich.

»Ich hätte einen in Schwarz«, sagte Michael. »Mit roten Sitzen. Sieht super aus.«

»Michael!«

»Also, nun dränge doch nicht so! Ich überleg ja schon! Ich hab 'nen Kumpel, der 'n Kumpel hat ...«

Schließlich war er so weit. »Da ist einer, der steht in Ellerbek. Garage am Einfamilienhaus. Ist wahrscheinlich besser verrammelt als Fort Knox. Aber Papa wird's hinkriegen.«

»Was meinst du, wann du bei mir sein wirst?«

»Hm ...« Michael musste rechnen, und das zählte ganz eindeutig nicht zu seinen Stärken. »So in drei Stunden, denke ich.«

»Super.«

»Und was machste mit deiner Karre? Hast dann ja zwei Karren. Die aus Ellerbek und deine.«

»Die muss weg.«

»Geht klar.«

»Pass aber auf«, warnte ich meinen Cousin. »Wenn ich in der Küche Festbeleuchtung anhabe, fährst du einfach weiter. Dann ist die Polizei schon da.«

»Oh. Klingt echt nach Scheiße. Viel Glück, hey!«

Michael hielt Wort: Gute zweieinhalb Stunden später stand ein neuer alter Jaguar neben meinem alten alten Jaguar in der

Garage. Michaels Aufzug war so wie immer: enge Jeans, buntes Hemd mit nachlässig gekrempelten Ärmeln, spitze Schnürschuhe, Goldkettchen, ein paar Ringe, Schmierfrisur.

Als dieser Teil der Tauschaktion beendet war, demonitierte Michael die Schlösser und legte sie zur Seite. Dann machten wir uns daran, beide Jaguare auf Herz und Nieren nach persönlichen Besitztümern abzusuchen. Bei mir gab's nicht viel zu holen; mein Auto sah, mal abgesehen vom Blut, wie neu aus. Der andere Jaguar war hingegen so vollgestopft wie der Setzkasten meiner Oma: ein Duftbäumchen am Spiegel, Autozeitschriften im Handschuhfach, dazu Holzpolitur, Lederpolitur, Kunststoffpolitur und Lackpolitur, passende Tücher, Müllbeutel, ein Handstaubsauger, Feuchttücher, ein Nagelpflegeset, Sterilium und Armani-Deo.

»Wem gehört das Auto?«, fragte ich. »Muss ein pingeliger Mensch sein.«

Michael grinste. »Kann man wohl sagen«, bestätigte er. »Ist aber nur ein Kurierfahrer.«

Nachdem zumindest mit bloßem Auge kein Blut mehr zu erkennen war, baute Michael die Schlösser wieder ein, meine in das Ellerbeker Auto und umgekehrt. Erstaunlich, dachte ich. Michael glaubt, dass Indien irgendwo in Afrika liegt, schafft es aber, sechs Türschlösser ohne nennenswerte Spuren zu demontieren und wieder einzubauen. Ich nahm mir vor, künftig freundlicher über ihn zu denken.

»Familie!«, sagte Michael mit ernstem Gesicht, als er ging, und reckte die Faust. »Kannste drauf bauen. Ich bin für dich da.«

Als ich die Fußmatten, die Michael shampooiert und abgesaugt hatte, zurück ins Auto legen wollte, erglomm im Schein der Garagenbeleuchtung auf den Matten ein goldener Schriftzug: *Dobrinka forever*, darum herum ein Herz.

Na toll! Wer zur Hölle war Dobrinka?

Der Nachtalb

Hamburg-Blankenese, 12. Juli 2015, mitten in der Nacht,
verdammt!

An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Peter und ich waren seit Wochen Geschichte, aber Peter und ich waren auch viele Jahre befreundet gewesen. Heutzutage nennt man die Art unserer Verbindung *Freundschaft plus*, wobei ich eindeutig mehr zum Plus und Peter eindeutig mehr zur Freundschaft tendierte, mit einem anderen Plus aus Ring und weißem Kleid und Treueschwur vorm Altar.

Weil Peter ständig pleite gewesen war und ich Geld habe, nahm ich an, dass ein Teil seines Ehewunsches mit meinem gut gefüllten Bankkonto zusammenhing. Wobei es in Hamburg von hübschen, reichen Mädchen nur so wimmelt, und Peter – der aussah wie eine griechische Götterstatue, das Wort *Charme* erfunden hat und Miteigentümer einer hippen Computerspielefirma war – hätte sich viele aussuchen können. Warum er also ausgerechnet bei mir gelandet war und so hartnäckig an mir festhielt, habe ich nie verstanden.

Gut, ich bin hübsch: Ich habe lange kupferfarbene Haare, bin klein, appetitlich gerundet und durch Joggen und Kickboxen fest und fit. Aber das war es auch schon. Meine Kleidung ist eher exzentrisch. Ich liebe grafische Muster, die nicht zwangsläufig miteinander harmonieren müssen, und bin mir nicht zu schade, mein atemberaubendes Dekolleté und meine schlanke Taille auf

den Tisch zu hauen. Das lenkt vom knalligen Hintern, den kräftigen Schenkeln und den bisweilen unpassenden Bemerkungen ab. Außerdem bin ich zwangsgestört. Ich brauche es ordentlich und übersichtlich, und ich bringe gelegentlich Menschen um. Das allerdings wusste Peter nicht.

Ich lag im Bett und wartete auf das Klingeln der Polizei, und während ich da so lag, an Peter dachte und nicht glauben wollte, dass ich ihn wirklich nie wiedersehen würde, fiel mir Helmut ein. Ich dachte an die Spurensicherung, die sich in diesem Moment vermutlich gerade durch die Villa arbeitete, euphorisiert von der eingefolierten Leiche und dem Hitchcock-Feeling der alten Villa. Es müsste schon ein Wunder geschehen, wenn sie Helmut nicht entdecken würden, denn mit ihm hatte sich meine Mutter wahrlich keine große Mühe gegeben.

Es ist nämlich so: Helmut war der Liebhaber meiner Mutter, den sie vor einigen Jahren in ihrer Tiefkühltruhe entsorgt hat, im Keller. Da liegt er immer noch.

Kurz wurde ich wütend auf meine Mutter. Das war wieder einmal typisch für sie. Anstatt Helmuts Leiche sachgerecht und auf Nimmerwiedersehen zu entsorgen – die Elbe ist direkt vor ihrer Tür, Herrgott noch mal, und sie hatte sicher genug Zeit, die Nacht abzuwarten – wirft sie ihn in eine Tiefkühltruhe, knallt den Deckel zu und schließt die Kellertür ab. Aus den Augen, aus dem Sinn. So ist sie, meine Mutter. Wie ein Kind.

Ich stand auf, ging in die Küche und kochte mir einen Kaffee. Den Eindruck, den meine Mutter und ich bei den Polizisten hinterlassen würden, konnte ich mir lebhaft vorstellen: Seit Langem vermisster steinreicher Erbe liegt tiefgekühlt im Keller der Frau, mit der er ein Verhältnis hatte. Leiche Nummer zwei im Haus ist der Ex-Liebhaber der Tochter, die ein Date mit der Leiche hatte.

Ich seufzte und stellte mich auf unangenehme Tage ein.

Serbische Geschäfte

Hamburg-Blankenese, 12. Juli 2015, mit zu wenig Schlaf.

Am nächsten Morgen rief ich zuerst Oma an.

»Er ist Serbe«, sagte sie, »und heißt Rozmir. Rate mal, wie alt er ist!«

»Ich will nicht raten.«

»Achtundsiebzig! Hättest du das gedacht? Er hat sich gut gehalten, findest du nicht? Er hat mir einen Tipp gegen meine Arthritis gegeben: Teufelskrallen-Kapseln.«

Das fehlte mir noch: dass Oma sich in einen serbischen Killer verknallte.

»Sein Sohn ist der Boss der Serbenmafia in Hamburg«, fügte sie hinzu, dabei klang sie wie ein junges Mädchen, das sich gerade einen Fußballstar geangelt hat.

»Oma!«, rief ich empört.

»Die sind gar nicht so schlimm«, sagte Oma. »Nur Drogen und Rezeptbetrug. Rezeptbetrug zählt nicht, finde ich. Das ist wie Versicherungsbetrug. Das tun alle. Außerdem versuchen die Serben gerade, seriös zu werden, und kaufen ganz normale Firmen auf. Deswegen waren sie auch hinter Peter her. Sie wollten ihm seinen Laden abschwatzen.«

»VIRTEGO heißt der Laden, Oma. Und ich glaube, dass Rozmir dir einen Bären aufbindet. Was soll die Mafia mit einer Firma anfangen, die Computerspiele entwickelt?«

Oma ging auf diesen berechtigten Einwand nicht weiter ein. »Wir frühstücken jetzt. Else hat Brötchen gebacken. Sie ist gestern extra noch zur Reeperbahn gefahren und hat Handschellen besorgt, damit Rozmir uns nicht abhaut. Zum Glück haben die Erotikkaufhäuser auch abends auf. Da gibt's vielleicht Schweinereien, hat sie gesagt. Wir wollen nächste Woche mal gemeinsam hingehen. Rozmir hat bei ihr übernachtet, auf einer Luftmatratze neben ihrem Bett. Wir haben ihn an die Heizung gekettet. War die Polizei schon da?«

»Nein.«

Oma machte »Tsss«, beschwerte sich über deren Transusigkeit und sagte schließlich, dass wir an sich froh sein könnten. »Garantiert schicken sie dir einen Beamten, der nur noch an seine Pension denkt«, spekulierte sie. »Sonst wären sie schon lange bei dir aufgetaucht.«

Ich hatte da so meine Zweifel: Wahrscheinlich schleusten sie gerade ganze Polizeischulklassen durch den Tatort, weil es dort so viel zu sehen gab. Kurz ließ ich meiner Fantasie freien Lauf. In meinem Kopf deutete ein behäbiger Beamter mit Zeigestock auf das Einschussloch in der Wand, die Blutlache, den in Frischhaltefolie eingewickelten Peter, den tiefgekühlten Helmut, die Sackkarre, dozierte über die unterschiedliche Munition, hielt einen Monolog über die Wischspuren in der Küche und im Flur, kam schließlich zu fehlenden Einbruchhinweisen und erläuterte, dass eine tiefgekühlte Leiche unmöglich über Jahre von der Hausherrin unentdeckt bleiben könne, weswegen sie vermutlich schuldig sei, wenn schon nicht des Mordes, dann zumindest des Totschlags. Überhaupt hätte kein Bürger das Recht, eine Leiche über Jahre den liebevollen und kundigen Händen eines ordnungsgemäßen Bestatters zu entziehen, außerdem wären da ja noch die Angehörigen der Leiche, die hätten auch Gefühle, womit er zu Peter

käme. Der hätte auf jeden Fall keine Gefühle mehr, zumindest keine schlechten, was man als positiven Begleitumstand seines Todes werten könnte, hähähä, kleiner Witz, was ihn zu der triumphierenden Schlussfolgerung bringen würde: Wir haben ein Nest Schwarzer Witwen gefunden! Lasst es uns ausräuchern, Jungs!

Hiobs Botschaft

Hamburg-Blankenese, 12. Juli 2015. Ich bekomme Besuch. Der Name meines Besuchers ist Programm.

Ich bin hyperrealistische Malerin. Bei mir wird nicht weich-, sondern hartgezeichnet. Wenn mein Modell sich schon die Mühe macht, täglich vierzig Zigaretten zu rauchen, sollte ich als Künstlerin diese Mühe auch würdigen und den wächsernen Faltenwurf jedes Quadratzentimeters Haut liebevoll nachbilden.

Natürlich habe ich keine freiwilligen Modelle, aber das macht nichts. Ein Abend im Hotel Atlantic liefert mir genug Inspiration für das nächste Meisterwerk. Mein gutes Gedächtnis erinnert mich zuverlässig an die nikotinverfärbten Zähne, die großporigen Nasenflügel, den unzureichend gezupften Damenbart mit den drei dunklen Borstenhaaren oberhalb des rechten Mundwinkels und die verklebten Wimpern. Obwohl ich nie als Porträtmalerin engagiert werde, hängen meine Werke doch in vielen Häusern, Galerien und sogar in drei Museen. Ich glaube, das liegt an der menschlichen Eitelkeit. Nichts macht so jung wie die Falten der anderen.

Ich male allerdings nicht einfach nur Porträts. Unsere Kanzlerin zeigte ich zum Beispiel als Physikstudentin in einer chaotischen Studentenwohnung mit einem Haufen Nerds beim PC-Spielen, auf dem Bildschirm das Rollenspiel *The Witcher*, in den Haaren und auf dem orangen Synthetikpulli die Reste eines opu-

lenten Mahls aus Chips und Popcorn. Das Werk ist drei mal fünf Meter groß und bespaßt nun den Gründer eines sehr großen Softwarehauses. Peter hätte es auch gern gekauft, aber sein Konkurrent bot das Zehnfache.

Womit auch erklärt wäre, warum ich mir eine kleine alte Villa in Blankenese leisten kann. Auf dem Süllberg. Neben dem Treppenviertel. In Pastellgelb, mit Elbblick vom Schlafzimmer aus und einem Wintergarten, den ich als Atelier nutze.

An diesem Morgen gegen acht Uhr zwang mich meine Unruhe in die Laufsachen. Ich flocht meine Haare zu einem Zopf, stieg in den neuen alten Jaguar, brauste los zum Klövensteener Forst und rannte, bis mir Beine und Lunge brannten.

Als ich gegen neun Uhr dreißig vom Joggen zurückkam, saß ein Mann auf der hölzernen Bank vor meiner Tür. Er war vielleicht Ende dreißig. Seine Haut hatte jenen Karamellton, den wir Nordeuropäer selbst durch verbissenstes Sonnenbaden niemals erreichen würden. Sein Schädel war rasiert, der anthrazitfarbene Anzug eine Ode an die Schneiderkunst, das weiße Hemd gestärkt und blütenrein. Ich zog die Handbremse an und stieg aus.

Mein ungebetener Besucher stand ohne Hast auf. Er war gut einen Meter achtzig groß und wog mindestens neunzig Kilo. Muskeln, kein Fett.

Nun, da er direkt vor mir stand, bestätigte sich mein erster Eindruck: Dieser Kerl ließ sich nichts vorschreiben. Mundfalten wie Schießscharten. Die Lippen schmal und hart. Das kantige Kinn glatt rasiert, aber nie lange. Sein kräftiger Hals trug Schmuck der besonderen Art: Ein tätowierter Schlangenkopf aalte sich auf seinem Adamsapfel, der Körper der Schlange verschwand im Hemdkragen.

In Gedanken zückte ich einen Pinsel, und das, was da imaginär entstand, lehnte, nur mit Feigenblatt bekleidet, lasziv an ei-

nem Baum. Apfelsaft tropfte von seinen Lippen, eine Schlange liebte den Bauchnabel.

Ich scheuchte den Tagtraum beiseite und blieb stehen. Der Mann machte keinerlei Anstalten, mir die Hand zu reichen, neigte aber kurz seinen Kopf, bevor er fragte: »Elenor Gint?« Seine Stimme war tief, ein melodischer, kurz angezupfter Bass. Ruhig betrachtete er mich; mit seiner aufrechten, fast schon stolzen Haltung glich er einem Raubvogel, der gelassen sein Jagdrevier beobachtet und weiß, dass er auch an diesem Tag wieder satt werden wird.

Ich versuchte es mit einem höflichen Lächeln – es krachte wie eine flaue Brandung gegen den starren Felsen aus professionellem Gleichmut.

»Hiob Watkowski, Kriminalhauptkommissar im Landeskriminalamt Hamburg. Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.« Während er sprach, bewegte sich der Schlangenkopf auf seinem Adamsapfel wie ein Hologramm. Er griff in die Innentasche seines Jacketts; als seine Hand wieder auftauchte, hielt sie eine schwarze Ledermappe mit einer Polizeimarke.

Ich lotste ihn in die Küche, bedeutete ihm, Platz zu nehmen, und lehnte mich mit verschränkten Armen an den Kühlschrank. Das kalte Metall tat sofort seine Wirkung; meine weit geöffneten Schweißporen zogen sich erschrocken zusammen. Dennoch fühlte ich mich immer noch klebrig, verstaubt, ausgedörrt und erschöpft.

»Wollen Sie nicht erst einmal ein Glas Wasser trinken?«, fragte Watkowski, nachdem er mein triefendes Gesicht einige Sekunden lang schweigend gemustert hatte.

Ich nickte, bediente mich und fragte ihn, ob er auch etwas trinken wolle.

Nein.

Wir setzten uns. Watkowski legte seine Unterarme auf den Tisch, faltete die Hände und betrachtete mich.

»Nun?«, fragte ich ungeduldig.

Sein Brustkorb senkte sich. »Es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Herr van Wieteren gestorben ist«, sagte er, die schwarzen Augen wie Kameras auf mich gerichtet, bereit, auch die kleinste Regung zu speichern.

Ich ließ mir Zeit. Ich trank und verschluckte mich und hustete und fragte: »Wie?«

»Er wurde erschossen.«

Stille.

»Haben Sie mich verstanden?«

Ich nickte. »Wann?«, fragte ich.

»Gestern Abend.«

»Wo?«

»Im Haus Ihrer Mutter. Der Alarm wurde ausgelöst. Der Sicherheitsdienst hat uns verständigt.«

»Im Haus meiner Mutter?«, echote ich.

Watkowski sparte sich das Nicken. »Haben Sie eine Idee, was er dort gewollt haben könnte?«

»Wir waren verabredet«, gab ich zu. »Zwanzig Uhr. Ich war pünktlich, er nicht. Ich habe auf ihn gewartet, und dann bin ich eine halbe Stunde später wieder gefahren.«

»Haben Sie ihn angerufen?«

»Nein. Ich habe ihm auch nicht geschrieben. Peter hat ... hatte ... es nicht so mit der Pünktlichkeit.«

»War das Haus abgeschlossen, als Sie kamen?«

Ich stand auf, holte mir ein Taschentuch, schnäuzte mich. »Nein. Oma war tagsüber dort und hatte wohl vergessen abzuschließen. Auch die Alarmanlage war aus. Als ich ging, habe ich den Alarm eingeschaltet und alles abgeschlossen.«

Watkowski glaubte mir kein Wort. Er und die Schlange betrachteten mich voller Misstrauen. »Was war der Grund Ihrer Verabredung?«

»Was Geschäftliches.«

»Heißt?« Er lehnte sich im Stuhl zurück und blickte mich so erwartungsvoll an, als säße er im Kino und der Film begänne gerade.

Ich gab mir Mühe, ihn kräftig zu enttäuschen. Wie ich aus Erfahrung wusste, war nichts gefährlicher, als einem Polizisten eine spannende Geschichte zu erzählen. »Peter hat vor ein paar Jahren eine Firma gegründet. Die VIRTEGO AG. Stellt Computerspiele her. Meine Mutter und ich sind Aktionäre. Ich wollte meine Aktien loswerden, weil wir uns vor ein paar Wochen getrennt haben.«

Gebannt wartete Watkowski auf die Pointe, die nicht kam. Schließlich fragte er: »Warum haben Sie sich getrennt?«

Ich machte ein unbeteiligtes Gesicht. »Das haben wir schon vierzehn Jahre lang getan. Mal waren wir zusammen, mal nicht.«

Watkowski ließ das so stehen. »Wollte er die Aktien selbst kaufen?«

»Nein. Er hatte nicht genug Geld.« Die Schlange starrte mich an, ich starrte zurück. »Himmel!. Dieses Vieh auf Ihrem Adamsapfel ist ganz schön unheimlich. Wissen Sie, dass es einen anblickt und die Augen bewegt?«

Watkowski schluckte trocken, die Schlange hüpfte. »Das Vieh ist eine männliche Python und heißt Rüdiger«, sagte er. »Pythons sind völlig harmlos, wenn man kein Kaninchen ist. Rüdiger war mal mein Mitbewohner.«

Ich war mir nicht sicher, ob ich gerade verarscht wurde, fragte aber dennoch nach: »War? Ist Rüdiger gestorben?«

»Er lebt jetzt im Hagenbecker Zoo. Mein Wohnzimmer wurde zu klein.«

Ich stellte mir ein normal großes Wohnzimmer und den viel größeren Rüdiger vor.

Watkowski grinste, als würde er die Bilder in meinem Kopf sehen können, und wurde abrupt wieder ernst. »Diese Aktien, die Ihnen gehören. Über wie viel Geld sprechen wir?«

»Ungefähr zwei Millionen«, sagte ich. »Für acht Prozent Aktienanteil, wenn Sie's genau wissen wollen. Wir haben ein Wertgutachten erstellen lassen. VIRTEGO ist fünfundzwanzig Millionen wert.«

Watkowski lächelte schief. »Zwei Millionen hätte ich auch nicht einfach so in der Schublade rumliegen«, kommentierte er.

»Dann werde ich meine Aktien bei Ihnen wohl auch nicht los«, sagte ich.

Der Adamsapfel ging zusammen mit Rüdiger in einen entspannten Sinkflug. »Müssen Sie ja auch nicht mehr«, sagte Watkowski. »Jetzt ist der Weg an die Börse doch frei, oder? Ich habe gehört, dass alle VIRTEGO-Aktionäre an die Börse wollen – nur Herr van Wieteren wollte nicht. Er hing wohl sehr an seiner Firma?«

»Peter? Nein.«

»Verstehe ich nicht«, entgegnete Watkowski.

Ich zuckte mit den Achseln. »Peter wollte bereits vor zwei oder drei Jahren an die Börse, als die Firma noch lange nicht so gut dastand wie heute. Dann, als der Durchbruch da war, machte Peter einen Rückzieher. Das war im März. Er wolle einfach noch ein Weilchen warten, hat er gesagt. Worauf, hat er uns nicht verraten.«

»Und?« Watkowski sah mich lauernd an. »Haben Sie eine Idee, warum er seine Meinung geändert hat?«

Mein Kopf bewegte sich auf und ab, dann nach rechts und links.

Der Kommissar legte die Fingerspitzen seiner Hände aneinander und lehnte sich bequem zurück. »Lassen Sie sich ruhig Zeit«, sagte er gelassen.

Ich seufzte. »Sie finden's ja eh raus«, sagte ich, und Watkowski nickte lächelnd.

»Davon ist auszugehen«, bestätigte er.

Ich atmete tief ein, dann legte ich los: »Peter hat, solange ich ihn kenne, immer auf Pump gelebt. Wenn er kurzfristig mal Geld hatte, hat er es sofort ausgegeben – und wenn's für den dritten Porsche in der Garage war. Na, und dann, im März, hat Bengt – Bengt Anderlei, er ist auch Aktionär und außerdem der Finanzvorstand – angekündigt, dass die Firma für einen Börsengang nun gut genug aufgestellt sei. Alle jubelten, nur Peter nicht. Der schmolte. Einen Tag später haute er mich um Geld an. Eine Menge Geld. Zweihunderttausend Euro. Er sagte, er habe sich finanziell übernommen und sich Geld geliehen, wenn er das Geld nicht bald zurückzahle, würde er in ernste Schwierigkeiten geraten. Ich habe Schluss gemacht und ihn rausgeworfen.«

Watkowski hob die Brauen.

»Das hätten Sie an meiner Stelle auch so gemacht«, verteidigte ich mich. »Wenn Sie eine Freundin hätten, die Sie alle paar Monate um Ihr Erspartes bringen will, weil sie sich den siebzehnten Lippenstift und das dreißigste Paar Schuhe gekauft hat, würden Sie auch die Schnauze voll haben.«

Der Kommissar öffnete den Mund, holte Luft, überlegte es sich anders und schloss den Mund wieder.

»Tja. Dann haben Sie jetzt ja wohl auch eine ungefähre Ahnung, warum ausgerechnet Peter nicht an die Börse wollte. Denn mit so einem Börsengang lässt sich reichlich Geld verdienen, und

ich kann mir nur einen guten Grund denken, warum Peter sich plötzlich gegen die Börse gewehrt hat.«

Watkowski ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Nachdem er gründlich nachgedacht hatte, sagte er: »Sie glauben, dass sich Peter aus der Firmenkasse bedient hat?«

Ich nickte.

»Das würde sein Verhalten allerdings erklären«, bemerkte Watkowski trocken. »Wenn eine Firma an die Börse geht, wird sie von Anwälten und Finanzprofis auf den Kopf gestellt, oder? Hätte Herr van Wieteren Gelder veruntreut, wäre das ans Licht gekommen.« Er grinste. »Und bei dem Aktionärskreis hätte er sich warm anziehen dürfen. Cornelius Anderlei! Wie kommt's, dass er sich für Computerspiele interessiert? Mit seinem Maschinenbau-Imperium hat er doch wohl genug zu tun, sollte man meinen.«

»Peter«, erklärte ich, »ist seit dem Kindergarten mit Bengt Anderlei befreundet. Bengt ist Cornelius' Enkel. Cornelius hat zwei Söhne, Wilhelm und ...« Ich brach ab.

»Helmut«, vervollständigte Watkowski meinen Satz. »Der seit viereinhalb Jahren verschwunden ist und der Partner Ihrer Mutter war.«

»Liebhaber«, korrigierte ich. »Meine Mutter hat keine Partner. Bengt ist der Sohn von Wilhelm Anderlei. Und wie Sie bestimmt wissen, leitet Wilhelm die Anderlei Maschinenbau AG. Cornelius sitzt nur noch im Aufsichtsrat.«

»Cornelius Anderlei ...« Watkowski sprach den Namen mit einem Unterton aus, den ich nicht einordnen konnte. Respekt? Das mochte sein. Die Familie Anderlei war Hamburgs Vorzeige-Unternehmerfamilie, etliche Milliarden schwer und äußerst spendabel. »Der hätte Herrn van Wieteren garantiert keine Veruntreuung durchgehen lassen.«

»Die anderen Aktionäre auch nicht«, sagte ich.

»Doch, die schon.« Watkowski schlug eines seiner Beine über das andere und sah ganz entspannt aus. »Ich habe mich über VIRTEGO schlaugemacht. Bengt und Cornelius Anderlei sind die einzigen seriösen Aktionäre. Der Rest ist aktenkundig.« Er lächelte humorlos. »Fangen wir bei Sokolov an, der sich erst vor kurzer Zeit in Ihren Laden eingekauft hat. Er ist Anwalt und mit einem Drogenschieber befreundet, der sich auf Logistik spezialisiert hat. Rührt das Zeug selbst nicht an, karrt es aber durch aller Herren Länder. Karl Medan, Ihr Marketingchef. Rauschmittelbesitz. Wir haben ihn zweimal einkassiert. Ihre Mutter. Mordverdächtige gleich in zwei Fällen: dem Mord an Ihrem Vater und natürlich an Helmut Anderlei. Außerdem Sie.«

»Ich bin nicht aktenkundig«, sagte ich.

»Sicher sind Sie das. Man ging davon aus, dass Sie für den Genickbruch Ihres Vaters verantwortlich waren.« Watkowski sah immer noch entspannt aus, wenn es auch die Entspannung eines Raubtieres war, das sich gemächlich streckt, bevor es sich auf die Jagd nach seiner nächsten Mahlzeit macht.

Ich ignorierte den muskulösen Jäger an meinem Tisch so gut ich konnte und sagte, dass es wohl kaum einen Zusammenhang zwischen dem Raubmord an meinem Vater vor achtzehn Jahren und dem Mord an Peter gebe. Dem Raubmord. Mein Vater hatte Geld bei sich, das gestohlen worden war.

Watkowski zeigte mir seine Zähne. »Das habe ich auch mit keinem Wort behauptet. Ich habe nur festgestellt, dass wir Sie und Ihre Mutter bereits in unseren Akten haben.«

»Was mit dem Mord an Peter nichts zu tun hat«, sagte ich bestimmt. »An Ihrer Stelle würde ich mir überlegen, ob Peter sich vielleicht von jemandem Geld geliehen hat, der nicht so zahm ist wie ich. Mir war immer klar, dass ich mein Geld nie wiedersehe. Wer weiß, mit wem Peter sich eingelassen hat ...«

Ich fand, dass das ein geschickter Schachzug war, denn Watkowski würde die Leiche des schnauzbärtigen Geldeintreibers früher oder später aus dem Teich fischen. Und wenn die Mafia auch für sonst nichts gut war: Dafür, sie zum Sündenbock zu machen, taugte sie allemal.

Watkowski nickte verständig, sah interessiert und friedlich aus. Ich fiel darauf rein, dachte, ich hätte gewonnen, und guckte freundlich zurück.

»Das ist ja eine ganz tolle Geschichte«, sagte Watkowski. »Das haben Sie schön vorbereitet. Gute Choreografie. Zuerst verklickern Sie mir, dass Peter kein Geld hat, dann, dass er klaut, und als Nächstes servieren Sie mir einen möglichen Tatverdächtigen mehr oder weniger auf dem Silbertablett: Branko Novakov. Schon mal gehört? Clanchef der Hamburger Serbenmafia. Hat Peter Ihnen mehr erzählt, als Sie mir eben erzählt haben? Oder tauchten die Jungs von Novakov einfach auf, während Sie gerade dabei waren, Peters Leiche wegzuschaffen?«

Ich lächelte auf eine Art, die hoffentlich als verwirrt durchging.

»Meine Spurensicherung war ganz aus dem Häuschen. Es war wie Weihnachten und Ostern zusammen. Wahrscheinlich feiern sie immer noch.« Watkowski legte seine Hände auf den Tisch, hievte sich hoch und rückte mir auf den Pelz. »Um Ihnen mal einen kleinen Eindruck der Geschenke zu geben, die die Täter netterweise hinterlassen haben«, sagte er bissig. »Zum Beispiel haben wir zwei herrenlose Autos gefunden. Das von Herrn van Wieten, was zu erwarten gewesen ist, und das von Branko Novakov. Ganz gefährlicher Bursche. Führt diverse Autos, wie es sich gehört, unter anderem diesen mattgoldenen 7er BMW, der mehr oder weniger direkt am Zaun der Villa Ihrer Mutter in Rissen parkte. Das Auto war abgeschlossen, und was soll ich Ihnen sa-

gen, als wir Novakov anriefen, um zu hören, was er dort treibe, behauptete er doch glatt, sein Auto sei gestohlen worden. Gerade in dieser Sekunde habe er den Diebstahl melden wollen. Was sagt man dazu? Besonders deswegen, weil er im nächsten Satz fragte, ob wir zufällig seinen Vater gesichtet hätten. Rozmir Novakov. Achtundsiebzig Jahre alt, Statur wie ein Mastbulle. Novakov klang regelrecht panisch. Hängt an seinem Vater, wie ich höre. Na, haben die Kollegen sich gedacht, wenn die Serben drinhängen, könnten Sie ja aus dem Schneider sein. Nur dass ich das anders sehe als meine Kollegen. Bei mir sind Sie die Nummer eins auf der Verdächtigenliste.«

Meine Sympathie für ihn war während seiner kleinen Rede drastisch gesunken. »Wieso?«

»Sie sind Peters Alleinerbin.«

Ich lachte. »Ich hab Ihnen doch gesagt, dass ich diejenige mit dem Geld bin und Peter der mit den Schulden.«

»Ja, ja.« Watkowski ruckte seinen kahlen Schädel drei Zentimeter weiter in meine Richtung. Seine schwarzen Augen stierten mich wütend an. »Wie ich schon sagte: nette erlogene Geschichte. Erstens können Sie mit dem Laden jetzt an die Börse gehen, und das wird Ihnen ein hübsches Sümmchen einbringen. Zweitens hat Ihr Peter ein Konto, auf dem sich ein paar Millionen tummeln. Hat er schon lange. Wissen Sie, wie lange? Ich sag's Ihnen: fast achtzehn Jahre. Am Anfang waren es nur ein paar Tausend D-Mark. Hat dann fleißig eingezahlt, in bar, unregelmäßige Beträge und Zeiträume. Jetzt sind's drei Millionen. Soll ich Ihnen sagen, was vor achtzehn Jahren war?«

Das brauchte er nicht. Vor achtzehn Jahren war mein Vater im Keller unserer Villa erschossen worden. Das Bargeld, das er bei sich trug – ein paar Tausender – wurde gestohlen.

Watkowski beobachtete mich. »Ich brauche Ihnen wohl nicht

auf die Sprünge helfen. Sagt Ihnen mein Name eigentlich etwas? Sollte er. Mein Vater hat damals die Ermittlungen geleitet. Josef Watkowski. Er hat auf Ihre Mutter getippt. Leider hat man Ihrer Mutter den Mord nie beweisen können. Aber ich hatte mehr Glück als mein Vater: Ich habe ein Sparbuch gefunden, das stärker nach Erpressung stinkt als die Leiche von Rozmir Novakov nach faulem Fleisch, wenn sie ausgegraben wird. Herr van Wieteren war neunzehn Jahre alt, als Ihr Vater dran glauben musste. Ihre Mutter hat Ihren Vater erschossen, Peter hat's mitgekriegt, sie hat ihm das Bargeld gegeben, das Ihr Vater in den Taschen hatte, und ihn für sein Schweigen bezahlt. Klingt logisch, finden Sie nicht?»

»Nein«, sagte ich, doch Watkowski interessierte sich nicht für meine Meinung.

»Zurück zum Tatort«, sagte er. Seine Nasenspitze war nur noch Zentimeter von meiner entfernt. »Sie haben den gleichen Fehler gemacht wie vor achtzehn Jahren. Damals hatten Sie Ihrem Vater eine Stolperfalle gestellt: Ihren Schulranzen. Ihr Vater lag mit gebrochenem Genick im Keller, lebte aber noch. Also hat Ihre Mutter Ihnen aus der Patsche geholfen und ihn erledigt. Mein Vater kam drauf, weil Sie zwanghaft ordentlich sind. Sie lassen nichts einfach so herumstehen, schon gar nicht so was Großes wie einen Ranzen. Beim Mord an Ihrem Peter haben Sie wieder nicht aufgepasst. Sie haben in der Küche aufgeräumt, während Sie versucht haben, Ihre Spuren zu verwischen. Obstschale gesäubert, welke Blüten weggeworfen. Ich glaube, dass Sie von den Serben überrascht worden sind. Und wissen Sie, warum ich das glaube? Weil Sie vergessen haben, das Klo zu spülen.« Jetzt lehnte er sich zurück, um mich in voller Pracht und Herrlichkeit zu mustern. »Sie waren im ersten Stockwerk in Ihrem früheren Zimmer. Angrenzend ist ein Bad. Und in der Toilettenschüssel, die nicht heruntergeklappt war, fanden wir Urin. Frisch. Ist schon im La-

bor. Bald werden wir ein hübsches DNA-Bild haben. Ich glaube, dass Sie Peter erschossen haben, dann aus alter Gewohnheit in Ihr früheres Bad gegangen sind, gepinkelt haben, und auf einmal waren die Serben da. Sie hocken gerade auf dem Klo, springen auf und vergessen zu spülen. Die Serben ballern noch etwas rum – wir haben drei verschiedene Kugeln gefunden, zwei im Leichnam, eine in der Küchenwand –, Sie pusten die Serben um, räumen auf und verscharren die Leichen.«

»Verscharre die Leichen?« Ich war baff, wie dicht dran an der Wahrheit Watkowski war. Und wie sehr er doch danebenlag.

»Wir haben auch eine Sackkarre gefunden, an der frische Erde klebt. Raten Sie, was die Kollegen bald tun werden: graben. Na – wollen Sie mir sagen, wohin Sie die Leichen geschafft haben? Gibt Pluspunkte beim Richter.«

»Die Leichen?«, fragte ich nach. »Wie kommen Sie darauf? Eben haben Sie mir was von einem alten Mann erzählt, der vermisst wird.«

»Blut«, sagte Watkowski. »Der alte Mann hat Gruppe A, wie Peter. Er ist aktenkundig, wissen Sie. Alte Schule. Schutzgelderpressung, Prostitution, Drogen. In der Küche fanden wir Peters Blut und Blut der Gruppe o, und zwar nicht zu knapp. Die genauere Analyse läuft gerade.«

So viel also zu meinen Putzkünsten.

»Um Ihnen Ihre Lage zu verdeutlichen«, fuhr Watkowski fort, nachdem er mich kurz beobachtet hatte. »Sie sind die Haupterin. Sie hatten sich von ihm getrennt. Peter hat offenbar jemanden erpresst, vermutlich Ihre Mutter, und jetzt wollte er mehr als das, was sie ihm all die Jahre gezahlt hat. Er wollte endlich mal richtig Kasse machen, vielleicht auch Schulden tilgen. Mal schauen, was uns Branko Novakov dazu erzählen kann. Er hetzt seine schweren Jungs ja nicht aus Spaß nach Rissen. Novakov hängt von Weiteren